Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 34

PDF erstellt am: **10.05.2024**

Nutzungsbedingungen

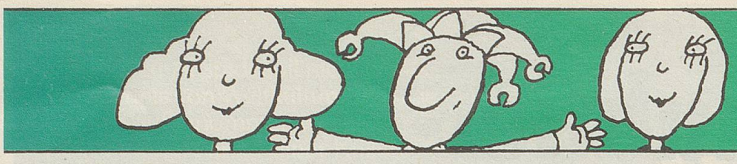
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Zeit ist Glück

Die Zeit eilt, sie läuft uns davon, und wir rennen ihr nach. Fast jeder stöhnt wegen seiner Zeitprobleme. Viele Menschen leben unter Zeitdruck und leiden an Zeitmangel. Es ist gut, rechtzeitig zu kommen, um frühzeitig gehen zu können. Somit wird die Zwischenzeit ausgenutzt und keine Zeit vergeudet. Denn – die Zeit drängt, und Zeit ist Geld!

Zu allen Zeiten lag der Tag zwischen Morgen und Abend. Dennoch erzählen unsere Eltern mit grosser Selbstverständlichkeit, dass man früher mehr Zeit hatte und dass sie besser war, diese frühere Zeit. Ich bin nachdenklich und überlege, ob sie wohl qualitativ und quantitativ besser war. Das wäre ja fast zuviel des Guten, obwohl ich es unseren Vorfahren von Herzen gegönnt hätte. Oder: Hat man weniger Zeit, weil man ständig auf das runde Ding am Arm blickt? Man schaut darauf, ungeduldig, wenn man warten muss, und nervös, wenn es eilt.

Unzählige Menschen klagen über ihre «verlorene» Zeit. Es ist unangenehm, wenn etwas verlorengeht, ja, es kann sogar sehr schlimm sein. Aber wenn die Zeit verlorengeht, dann ist es hoffnungslos, denn man kann sie nie mehr finden.

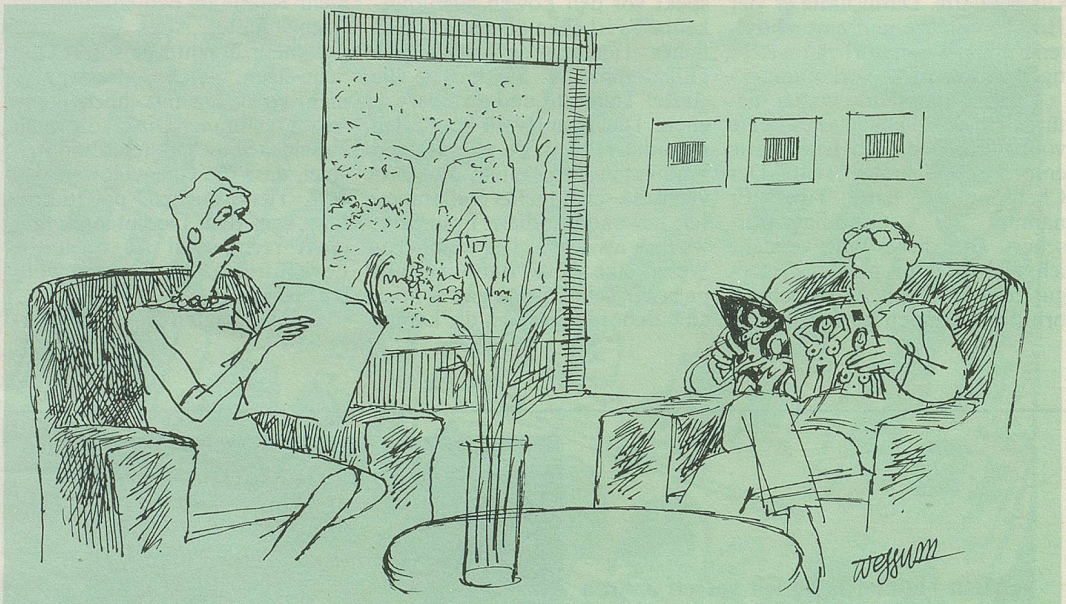
Ich habe Zeitgenossen kennengelernt, die haben das beneidenswerte Talent, ihre Zeit richtig einzuteilen, und zwar so, dass keine einzige Minute abhanden kommt. Und dann musste ich feststellen, dass diese Menschen trotz ihrer kostbaren Zeit nicht unbedingt glücklich sind. Deshalb frage ich mich: Welchem zweifelhaften Glück rennt der Mensch eigentlich nach?

Ich hatte Zeit zu einem kleinen Gespräch mit der alten Garderobefrau des grossen Warenhauses. Seit 20 Jahren hängt sie Mäntel an die Haken, gibt Mäntel zurück, kassiert dankbar das kleine Trinkgeld. Zwischendurch hat sie Zeit, die vielen eiligen Menschen zu beobachten.

Ich sprach mit einem Fischer. Sein Lächeln ist gütig und strahlt alle Ruhe der Welt aus. Er hat viel Geduld. Geduld ist etwas, das Zeit braucht. Meistens!

Ist also Zeit wirklich Geld? Ist Geld vielleicht Glück? Zeit haben könnte Glück sein oder Zufriedenheit. Das Glück, der Stille zu lauschen oder der gewaltigen Melodie des Föhnsturmes. Das Glück, jemandem einen Brief zu schreiben oder ein Buch zu lesen. Das Glück, Gäste um den Tisch zu haben oder einen kleinen Besuch zu machen. Das Glück, mit den Kindern Verstecken zu spielen oder das seidige Fell einer Katze zu streicheln. Das Glück, den Wolken nachzuträumen ...

Wie heisst es? Dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Also ein zeitloser Zustand im Getümmel der Zeit! *Madeleine*



«Du kannst mich nicht täuschen, Albert, ich weiss genau, dass darin dein Finanzblatt steckt!»

Kommunikationsfördernd

Verständlich, dass die Bundesbahnen ihr Defizit senken wollen. Verständlich auch, dass sie zu diesem Zweck automatisieren, wo immer sie können. Nur leidet die Romantik darunter. So verschwand dieser Tage bei uns ein Barrierenwärterhäuschen sang- und klanglos, mitsamt den weissen Vorhängen, den blühenden Geranienstöcken und den Taglilien im Vorgärtchen. Natürlich sitzt auch die Barrierenwärterin nicht mehr auf dem Bänklein. Die Lokomotivführer, die bekanntlich sämtliche hübschen Barrierenwärterinnen auf ihren Strekken kennen, haben nichts mehr zu grüssen. Eine automatische Anlage grüsst man nicht.

Aber die ganze Anlage funktioniert noch nicht einwandfrei. Sie bockt. Zudem scheinen sich Natur und Gegend gegen die Technik verschworen zu haben. Der Blitz hat die Anlage mehrmals ausser Funktion gesetzt. Dauernde Störungen verunmöglichen einen normalen Betrieb. Statt einer Wärterin sind vorläufig drei Fachbeamte ganztags in jenem neuen, garstigen Betonklotz (poetisch: Herz der Anlage) beschäftigt. Das unumstrittene Ziel der Bundesbahnen ist es aber wohl, eine oder mehrere Wärterinnen einzusparen, und nicht, Arbeit für einige gutbezahlte Fachleute zu beschaffen.

Die Schwierigkeiten werden also früher oder später überwunden sein. Die Anlage wird funktionieren. Sie wird wohl nicht höflich warten, bis ich vorbeigehastet bin, aber sie läutet immerhin zwanzigmal, bis die Schranke geschlossen ist. Man kann sich also einigermassen einrichten.

Durch seelische Erschütterungen wird sie sich auch nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Dass die Bundesbahnen für seelische Erschütterungen sorgen, ist unumstritten. Da zirkuliert beispielsweise ein buntbemaltes Kunstwerk, eine als Leinwand benützte Lok, gedacht als Kommunikationsmittel. Weshalb sie die Kommunikation fördern könnte, ist aus dem Dargestellten nicht ersichtlich, aber vor der geschlossenen Barriere sorgt sie jedenfalls für Gesprächsstoff, wenn der grösste Schock einmal überwunden ist.

Dina

Das Lächeln

Über das Lächeln ist schon viel gerätselt, schon viel geschrieben worden. Ein besonders synchrones Zusammenspiel der beteiligten Gesichtsmuskeln kann die Welt aufhellen, sie bezaubern oder sie erzittern lassen.

Um ein solches Lächeln geht es hier nicht. Es geht um ein ganz gewöhnliches, im Laufe der Jahre schon etwas abgelächeltes Lächeln, das aber für den Hausgebrauch durchaus noch seinen Zweck erfüllte. Um ein Lächeln, das Freude ausdrückte oder Verlegenheit, Mitleid, Zuneigung oder Spott, je nachdem, wonach seiner Trägerin gerade der Sinn stand.

Ein einziger, gut gezielter Wespenstich auf den Nasenrücken

genügte, um alle Variationen dieses Lächelns auszulöschen und es in Wülsten und Geschwülsten zu begraben.

Innert kurzer Zeit wurde das Gesicht aufgeblasen wie ein Kinderballon. Die Jochbeine schwollen der Stirn entgegen und liessen nur schmale Schlitze für die Augen; dafür rutschten die Backen hinab, wurden Hamstertaschen, die die Oberlippe zu einer Schnute zusammendrückten und sie nach oben schoben. Die Lächlerin war, ausser dass ihr vor Schmerz für kurze Zeit das Lachen verging, noch immer die gleiche Person. Sie freute sich der Sonne und der Blumen, gewährte grosszügig einem Automobilisten den Vortritt, der vor Schreck über das fratzenhafte Grinsen aus dem Nachbarwagen mit seinem Auto einen Hüpfer machte und dann den Motor abwürgte.

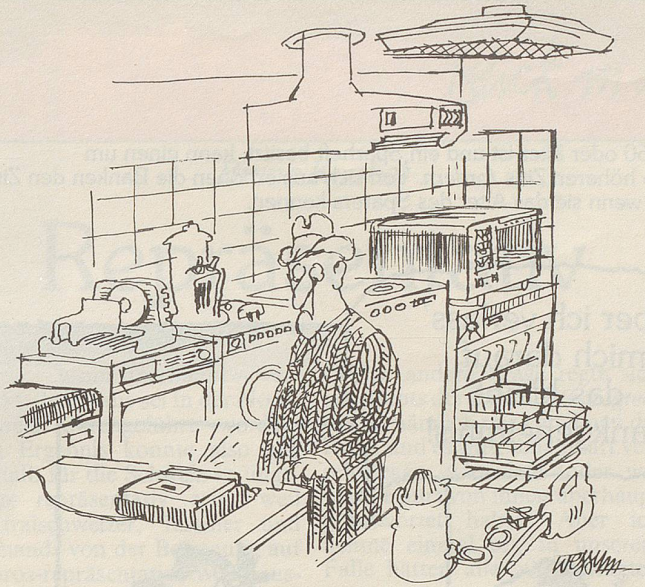
Ein kleines Mädchen, das mir vor die Füsse purzelte, rannte schreiend davon, als ich es milde tröstend aufheben wollte. Die Serviertochter im Café stellte die Tasse auf den entferntesten Rand des Tischchens, als fürchte sie, sich anzustecken. Und so ging es weiter, drei Tage lang. Das Entgegenkommen, das ich mit einem kleinen Verziehen des Mundes so selbstverständlich zu erwerben gewohnt war, wurde mir voller Abscheu verweigert.

Dann war der Spuk vorbei. Die Schlitze öffneten sich zu Augen; die Backen rutschten dorthin, wo sie hingehörten, und nur ein Schorf auf der Nase erinnerte noch eine Weile daran, dass Lächeln nicht immer Strahlen ist, dass es auch auf schiefen und entstellten Gesichtern gefunden werden kann:

Angewandte Wespenstichphilosophie! *Ingeborg Rotach*

Der Ausweis

Vor Verheiratung wird gewarnt! Oh, nicht dass ich aussergewöhnliche Seelenschäden befürchten würde, aber den Administrationsrappel. Es gibt Momente, in denen man plötzlich merkt, dass der Mensch aus Ausweisen besteht. Normiert, planiert, zusammengestaucht schreitet man von Schalter zu Schalter. Ja, wenn's dann endlich der richtige wäre! Nach der Heirat gilt es nämlich, sämtliche Schriften auf den neuen Namen abzuändern. Um den Pass anders beschriftet zu bekommen, wird man an Schalter 4 verwiesen. Dort heisst es sogleich: «Nein, Sie sind von Bern, da müssen Sie zu Schalter 3!» Als ob Bern nicht auch in der Schweiz wäre.



«Egon, ich habe dich verlassen. Ich bin der Automatisierung und Mechanisierung müde und sehne mich nach Einfachheit!»

Man hegt langsam Bedenken und versteht, weshalb die Schweiz keine Zeitung in schweizerdeutscher Sprache zustande bringt. Offenbar ist der kleine Unterschied zwischen den einzelnen Städten zu gross. Will man einen Ausweis beantragen, ist man am besten schon im Besitze eines Ausweises. Sonst läuft nämlich alles schief, wenn die Dame von Nummer 3 Augenfarbe und Körperhöhe noch einmal berechnen muss. Man dankt der Administration, dass ihr nicht eingefallen ist, auch das Körpergewicht zu verewigen.

In Zürich haben sie mich von einem Tag auf den andern um zwei Zentimeter verkleinert. Logisch, da ich ja hier so oft aufs Dach bekomme.

Pikant wurde es dann bei der Berufsbezeichnung. «Journalistin? Jä, liefern Sie mir den Beweis? Der Beruf ist geschützt. Ich schreibe lieber ‹Lehrerin› hin, sonst gibt's Schwierigkeiten.» – Was wohl die Lehrer dazu sagen?

Nach derartigen Papierschlachten bin ich froh, Schweizerin zu sein. Nicht, dass ich besonders stolz wäre, einem überorganisierten Land anzugehören. Aber ich stelle mir vor, wie sich ein Pole, Tibetaner oder Afrikaner verständigen mag, wenn offenbar nicht einmal wir dieselbe Sprache sprechen.

Franziska Geissler

LUFTSEILBAHN
Chäserrugg
UNTERWASSER
Ein Erlebnis täglich bis 23. Oktober!

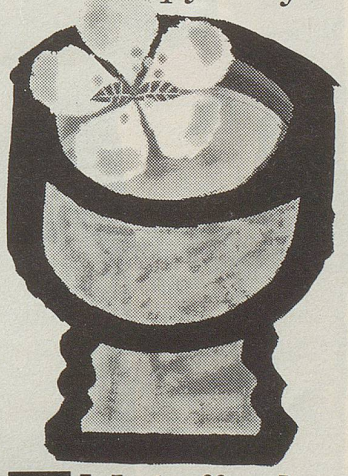
Die kleine Tanne

Tief im Wald, unter hohen Wipfeln, streckte die junge Tanne ihre dunkelgrünen Zweige neugierig dem Licht entgegen. Staunend lauschte sie dem Raunen der uralten Buche zu ihrer Rechten, die schon unzählige Generationen von Eichhörnchen beherbergt hatte, und bewundernd blickte sie zu ihren grossen Geschwistern auf, den riesigen, stolzen Fichten. Die Sonne warf lustige Funken in den geheimnisvollen Waldschatten, und die Vögel jauchzten ihre Lieder in den Sommertag. Die kleine Tanne freute sich ihrer Jugend und war voller Lebenserwartung und Hoffnungen. Einmal würde sie so gross sein wie ihre Verwandten, und ihre Zweige würden dann bestimmt die weissen Wolken berühren, und sie würde baden im Blau des Himmels. Oder vielleicht würde sie mitten im Winter aus dem Wald geholt und in eine warme Stube getragen werden. Als strahlender Weihnachtsbaum würde sie von Licht und Frieden erzählen, und grosse und kleine Menschen würden sich unsagbar freuen. Dann wäre ihr Leben zwar kurz gewesen, aber es hätte einen frohen Sinn gehabt. So träumte die kleine Tanne ihren stillen Traum und fühlte kaum die Müdigkeit, die da plötzlich von ihren Wurzeln ausging und lähmend in ihr emporkroch. Sie hörte auch nicht das leise Seufzen, das wie eine schmerzliche Melodie durch den Wald zog. Denn – lautlos rieselten da und dort Nadeln von hohen Wipfeln und überdeckten den weichen Waldboden mit einem braungelben Teppich.

Vielen Menschen war die grosse Veränderung des Waldes nicht entgangen, und mit Bestürzung betrachteten sie die kahlen Bäume. Experten untersuchten die Ursachen des grossen Sterbens, und sie waren sich einig, dass unverzüglich dagegen vorgegangen werden müsse. Es kam soweit, dass sich führende Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft im grossen Kongresshaus zu einer internationalen Tagung trafen. Allerdings war es sehr schwierig, die Interessen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Da man aber die alarmierende Dringlichkeit des Problems sah, wurde die Zusammenkunft immerhin vertagt. Am Abend trafen sich die Geladenen mit ihren Damen zum Abschiedsbankett. Kerzen schimmerten im festlichen Saal, und es duftete nach After-Shave und Chanel 5. Bei angeregten Gesprächen, Champagner und dem Anblick von kostbarem Schmuck über tiefen Décolletés vergassen die Gäste den tragischen Grund des Kongresses. Unbeschwertes Gelächter drang durch geöffnete Fenster in die warme Nacht hinaus. Und tief im Wald, unter der funkelnden Kuppe des Sternenhimmels, rieselten leise die letzten Nadeln von der kleinen, toten Tanne.

Magda

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet